

Nr. 201. Bromberg, den 2. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

Copyright by (Urheberschutz für) Hanseatische Verlagsanstalt A. G., Hamburg.

3. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Schmied Anders war der Wortführer der Männer-Gesellschaft und ihr bester Kämpe im munteren Spiel. Er warf die Kugeln für die meisten, hatte am warmen Maientage Jacke und Weste abgelegt, und das Hemd stand weit offen über der dicht behaarten Brust. Wie ein Bär sah der Mann aus, aber er war gutmütig und hätte nicht einmal einer Fliege etwas zuleide tun können. Sie alle grüßten den Hohlöfner nachbarlich, und einzig der gallige Fritz Ender hielt sich zurück. Heinrich Korn zahlte seinen Beitrag zu dem gemeinsamen Loserwerb, plauderte kurz da und dort, pflanzte sich mitten auf der Straße auf und beobachtete die Würfe.

„Willst nit mitmachen?“ fragte ihn der Schmied.

„Gleich“, antwortete der Hohlöfner, wartete noch ein Weilchen, beobachtete und wußte dann Bescheid. Etwa zwanzig Schritte von unten herauf war ein Buckel in der Straße, die sich, täglich stark befahren, von Jahr zu Jahr veränderte. An den Buckel prallten viele Kugeln an und wurden dadurch von ihrer Richtung abgelenkt. Der also war zu vermeiden.

Die Spieler wurden eifrig. Hüben und drüben standen Frauen und Mädchen, lobten oder lachten. Auch die Verteles Mutter war da. Minna Korn hatte sie begrüßt, sich aber dann, um den Leuten nicht Gelegenheit zum Reden zu geben, unter die anderen Bäuerinnen gemischt. Die Musikanten bliesen, die Sonne schien, der Maibusch rauschte, die Kugeln knallten, Gikgak hüpfte, und die Kinder jubelten. Der Hammel aber, um den der Kampf ging, war auf dem Dorfplan angepflöckt, hatte sich faul in den Schatten der Linde gelegt und kaute wieder.

Heinrich Korn war nun im Bilde, legte die Jacke ab, langte sich eine Kugel nach der anderen, bis er die herausgefunden hatte, die ihm in Gewicht und Größe am passendsten war.

Hopp, Gikgak machte einen Luftsprung, die Kugel knallte gegen das obere Gebälk. Noch immer lächelnd, hatte der Hohlöfner doch jetzt ein ander Gesicht. Jede Muskel gespannt, der ganze Mann gestrafft, die Augen blitzend. Die vierte Kugel saß, die fünfte, die sechste. Korn lächelte stärker, er wußte, was er wußte, trat zurück, wartend, bis er wieder aufgerufen wurde, schlenderte durch die Reihen, traf auf das Verteles Mariele, zupfte es an den langen Zöpfen, nickte ihm schelmisch zu, hob bedeutsam den Zeigefinger und schlängelte sich weiter, bis er neben seiner rundlichen Ehehälfte stand. Da blieb er stehen, bis sein Name wieder gerufen ward.

Langsam trödelte der Nachmittag hin. Von den etwa tausend Losen waren die meisten ausgespielt, die Konkurrenz ward schärfer. Es traten nur die Stecher in Wettbewerb, das heißt die Lose, auf die ein Treffer gefallen war. Nach einer weiteren Stunde ging es auf die Entscheidung zu.

Rudolf Korn, der als Schriftführer den ganzen Nachmittag lang gewissenhaft notiert hatte, war mit einem Male von seinem Platze verschwunden. Die Frauen waren daheim gewesen, hatten das Vieh gefüttert und waren zurückgekommen, die Entscheidung nicht zu versäumen.

Das Verteles Mariele stand auf der Wirtshaustreppe. Der Vergißmeinnichtkranz war verwelkt, ihre Augen blickten gespannt, das Gesicht war stärker gerötet und, selber nicht wissend, was sie tat, zog sie einen der langen Zöpfe nach dem anderen heran und wickelte ihn sich um das Handgelenk. So stand sie da, ein liebes Bild, ihrer selbst vergessend, und nur den Wunsch im Herzen: Wenn doch der Hohlöfner gewinnen wollte!

Immer schärfer ward der Kampf. Ringsum hastig atmende Menschen, vor der Querlage vier Männer, ihre Geschicklichkeit messend, keiner mehr ein Lächeln auf den Lippen, aber nur Heinrich Korn verkörperte ruhige Sicherheit. Gänseaugust hüpfte höher, die Wucht der Kugeln ward größer.

Schmied Anders strich über die sehnigen, dicht behaarten Arme: „Heinrich, gilt das noch für die Männer-Gesellschaft?“

„Nein, das gilt für mich selber. Die Männer haben noch vier Stecher, ich noch sechs für mich.“

Jetzt war der Goßberger Hannickel, der die dortige Burschen-Gesellschaft vertrat, ausgeschieden, jetzt warf der Limmert aus Hirchau die letzte Kugel und fehlte. Nun blieben nur noch die beiden Schönbacher, Schmied Anders und der Hohlöfner übrig.

Anders lachte Heinrich Korn zu: „Wir sind die letzten.“ Und der Bauer nickte.

Der Schmied war am Wurfe, sprang zurück, schnellte vor, die Kugel sauste durch die Luft, knallte auf die Straße, hüpfte und — hüpfte vorbei.

Heinrich Korn war daran. Marie Verteles umwickelte die Kugel, die der Bauer in der Hand hielt, heimlich mit guten Wünschen. Ruhig ging der Hohlöfner seine acht Schritte zurück, wog die Kugel spielend, sprang einen einzigen weiten Satz, der Oberleib bog sich zurück, schnellte vor, die Kugel wirbelte in der Luft, fiel etliche Schritte seitlich des Kegels nieder, bog nach links, traf, der Kegel fiel. Hundertstimmiges „Juhu!“ und immer wieder „Juhu!“, wirbelnde Arme, bewundernde Rufe. Gänseaugust schnellte in die Höhe, schlug dreimal Rad, raffte den Kegel auf, langte nach der Militärmütze, sprang die Straße hinab, trat, den Kegel präsentierend, vor den Sieger und erteilte ihm das höchste Lob, über das er verfügte: „Du ein Donnerwetter-Hund!“

Geschäftig aber wühlten Mädchenfinger in dem zur Seite der Wirtshaustreppe stehenden langen Pappkasten, holten die bunten, seidenen Tücher, die vorhin den Hammel geziert, und den hohen, künstlichen Strauß heraus, den Hohlöfner zu schmücken. Schmied Anders nahm ihm den Hut vom Kopfe, Lina Franke steckte den Strauß darauf, Marie Verteles befestigte, auf der unteren Stufe der Wirtshaustreppe stehend, dem Bauer die beiden bunten Tücher, die des Sie-

gers Schmuck zu bilden bestimmt waren, auf der linken Schulter, so daß sie über den Rücken herabfielen. Sie war fertig, ein lautes „Juhu!", aufstürmend aus der Menge, verfing sich im Geäst des Maibaumes, Adolf Heger brachte den aufs neue bekränzten Hammel, die Musik blies einen schmetternden Marsch. Ernsthaft, sich leicht verneigend, bot der Hohlöfner dem Mariele den rechten, Lina Franke den linken Arm, und der Zug ging in den Tanzsaal.

Unter der Tür stand Rudolf Korn, begrüßte den Vater im Namen der festgebenden Schönbacher Burschen-Gesellschaft, beglückwünschte ihn und führte ihn und das Mariele in die Mitte des Saales, die Ehrenrunden zu tanzen. Nicht ein Wort, nicht eine Handlung machte den Eindruck eines Fastnachtsspiels. Uralter Volksbrauch ward in derselben Weise geübt, in der er schon den Ahnen lieb gewesen war, und es lag eine gewisse Feierlichkeit über der festfröhlichen Menge.

Die Reihenfolge der Tänze, wie die der Paare, war festgelegt. Der Sieger tanzte mit der ersten Ehrenjungfrau, als welche in diesem Jahre das Mariele bestimmt worden war, drei Tänze, einen Walzer, einen Rheinländer, einen Galopp, und so sehr die Umstehenden während des Tanzes jauchzten, Heinrich Korn verzog keine Miene. Er hielt das Mariele fest, hatte die Hand unter ihre langen Zöpfe geschoben, chassierte, drehte sich und alles ruhig und würdig. Erst als die letzte Runde beendet war, und er seine Tänzerin, dem Herkommen gemäß, dem ältesten Burschen — in diesem Falle seinem Sohne — zur Ehrenrunde übergab, atmete er freier auf, lachte behaglich, zupfte das Mariele rasch an den Zöpfen und sprach schmunzelnd:

„So, kleine Bertelessin. Was habe ich gesagt?"

„Hast Wort gehalten, Bauer," entgegnete das Mädchen. „Ich bin stolz darauf."

„Dann stimmt's. Ich auch. Und nun will ich keinen Hammel wieder gewinnen."

Er genügte der Pflicht, die zweite Ehrenrunde mit dem nächsten der Mädchen zu tanzen, holte Lina Franke, und nun waren es zwei Paare, die sich, von den anderen umjubelt, im Saale drehten. Die Feierlichkeit begann nachzulassen. Vielsagende Blicke gingen von Auge zu Auge, Kantor Ritter legte der Berteles Mutter, die, klein und verschüchtert in der Ecke stand, die Hand auf den Arm und nickte ihr ermunternd zu. „Kann eine an das Mariele? Weit und breit nicht." Mutter Berteles nahm es kaum als Trost. Sie nickte, aber die Tränen waren ihr nahe.

Auch die zweite Ehrenrunde war vorüber, alle Förmlichkeiten waren erfüllt. Jetzt länger im Schmuck des Straußes und der Tücher einherzugehen, wäre Maskerade gewesen. Heinrich Korn schritt auf seine Frau zu, überreichte ihr seinen Schmuck, ihn aufzuheben, kehrte in die Runde der jungen Leute zurück und löste sich völlig von seinen Verpflichtungen. Er reichte dem Mariele und Lina Franke die Hand: „Seid bedankt, ihr zwei", drückte dem Sohne einen größeren Schein in die Hand: „Das ist für die Gesellschaft", gebot seinem Knecht, den Hammel heim in den Stall zu führen und gab Jugend und Fröhlichkeit völlig die Bahn frei. An der Bertelessin vorüber ging er zum Schmied und den anderen Nachbarn, setzte sich unter sie und sah schmunzelnd dem Treiben zu.

Fritz Ender, der ihm gegenüber saß, fragte hämisch, was den Hohlöfner der Spaß koste.

„Mehr nit, wie ich bezahlen kann", entgegnete er kurz.

Tolpatschig ließ sich Ender nicht zurückweisen. „Hab den Hammel auch einmal gewonnen, denk aber nit gern daran. Sie gönnen's einem nit und haben immer so einen Verdacht, als wenn . . ."

Der Schmied unterbrach ihn: „Heute hat niemand Verdacht, daß es nit sauber zugegangen wäre und ist keiner, der dem Hohlöfner die Ehre nit gönnte."

Heinrich Korn war rot angelaufen, aber er hielt an sich. „Kannst mich heute nit ärgern, Ender", rief er über den Tisch hinweg.

Und der, wiederum hinterhältig: „Will ich auch nit. — Ist ein schmuckes Mädel, die kleine Bertelessin. Wenn sie nur nit so hoch hinaus wollte."

Da war der Hohlöfner mit einem Schlage wieder völlig der Alte. Fritz Ender hatte einen Sohn, der ein braver, schlichter Mensch war und seine Augen überhaupt nicht zum Mariele erhob. Der Vater aber tat es für ihn, die Männer hatten dann und wann im Wirtshaus spöttisch mit kurzen Worten davon gesprochen und sich über Ender lustig gemacht. Heinrich Korn quittierte des Bauern Anzapfung mit ein paar kurzen, treffenden Worten, deutete auf den Fuchs hin, der vergeblich nach den Trauben sprang, lachte hell auf und schlug auf den Tisch: „Nachbarn, morgen stellen wir unseren Mann wieder bei der Arbeit. Soll uns keiner nachsagen, daß wir ihn nit auch auf dem Tanzboden stellen könnten. Ich habe heut zum letzten Male den Hammel gewonnen. Es war ein gutes Ende; das Mariele ist das schmuckste Mädel, mit dem ich getanzt habe. Morgen geht alles wieder im alten Hü und Hott. Heute nehme ich Abschied von meiner Jugend. Los, Nachbarn, wir holen unsere Weiber. Die Jungen sollen nit denken, daß sie mehr könnten wie wir."

Froh berauscht war der Mann, riß die anderen mit, und sie, die meist in allzu schweren Stiefeln gingen, ließen sich gern mitreißen. Niemand hat den Hohlöfner je betrunken gesehen, der Mann wußte stets Maß zu halten, nie aber hatte er sein ganzes Dorf in seiner inneren Fröhlichkeit, die förmlich ein Rausch war, so hinter sich gehabt als heute.

Er ging auf seine Frau zu, die jetzt neben der Bertelessin stand „Komm, Mutter." Sie reichte Tücher und Strauß der Berteles Mutter zum Aufheben. Sie tanzten. Nach etlichen Runden sagte die Bäuerin, hastiger atmend, als es wohl nötig gewesen wäre: „Vater, ich kann nit mehr. Ich bin zu stark geworden."

„Hast dein Gewicht, stimmt."

„Geh, führ dem Mariele seine Mutter einmal auf. Ich glaube, die hat seit zehn Jahren nit getanzt. Und dann darfst du das Mariele selber nit vergessen, die doch heute deine Ehrenjungfer ist. Mich laß sitzen. Ich tanze nit eher wieder, als bis der Rudolf Hochzeit hat."

„Da kannst du lange warten. Der tut gar nit danach."

„Kommt manchmal eher, als man denkt."

Die laue Nacht träumte, der Flieder duftete, der Maibaum raunte, harmlose Menschen ließen sich von des Festes hochgehenden Wogen tragen. Und auch der Tanz selber war, wie hundert andere vor ihm. Der „Rangiermeister" war da, ein kurzer, stämmiger Bursche aus dem Nachbardorfe, nicht mehr weit von den Dreißigern, der, bevor er zu tanzen begann, sein Mädel fragte, ob sie „rangieren" könne, und der, wenn sie das bejahte, sich etwas darauf zu gute tat, daß er quer durch den Saal zu chassieren vermochte; die Mädel sangen in den Tanzpausen ihre schwermütigen Lieder, die Burschen schritten, stolz wie Könige, die Mädchenfront ab und winkten sich die Erkorene heran.

Der Hohlöfner ging durch die Reihen, neckte da, redete ernsthaft dort, tanzte wiederholt mit dem Mariele und tat es immer in der feinen, zurückhaltenden Art, zu der er sich, weil er sie vor anderen gern hatte, gerade ihr gegenüber verpflichtet fühlte. Es kam ihm, wenn er besonders gut gelaunt war, auch einmal nicht auf einen Scherz an, der einem Mädel eine leichte Röte über das Gesicht jagte. Dem Mariele gegenüber wäre ihm nie ein solch loses Wort über die Lippen gegangen.

Wieder tanzte er mit ihr. Übermütig wickelte er sich, als sie wartend in der Reihe standen, des Mädchens Zöpfe um den Arm.

„Mariele, wo hast du das bloß her? Sowas hat ja noch gar kein Mensch in Schönbach gesehen."

„Wo ich das her habe? Hab mir's halt beim lieben Gott so bestellt." Und neckend: „Weißt du, wenn ich einmal einen Mann habe und der nit folgen will, dann bind ich ihn damit fest."

„Möchte wissen, wer dir nit folgen wollte. Wirst doch nit gar soviel verlangen."

„Nein, bloß gern haben muß er mich und allweil seinen Mann stehen. Darf kein Hanswurst sein."

„So wie ich?" Und der Bauer zwinkerte ihr zu.

„Um Gotteswillen", wehrte das Mädchen ab. „Du! Ich wüßte keinen Mann, den ich mehr achten könnte als dich. Dir kommt so leicht keiner gleich. Und daß du dabei so lustig sein kannst, das hat der Herrgott extra gut gemacht."

„Willst mir schöntun, Mariele?" Und er umspannte das ganze liebe Mädel mit einem väterlichen Blick.

„Wenn du das schöntun nennst, gern; denn ich mein's wie ich's sage, und niemand in Schönbach denkt anders."

„Ist gut, Mariele, ich kenn dich lange genug."

Der Tanz war zu Ende, Heinrich Korn setzte sich schweigend neben sein Weib und hatte eine Falte in der Stirn. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke: Wie wäre es, wenn dein Sohn das Mariele heiratete? Und das Herz schlug ihm höher. Wie das wäre, den Blondkopf mit den langen Zöpfen und dem guten Gesicht alle Tage durch das Haus gehen zu sehen und seine helle Stimme zu hören? Köstlich wäre es. Und dann die Enkelkinder! Ganz heiß wurde ihm. Wohl fuhr der Gedanke, daß das Mariele eines der ärmsten Mädchen war, wie ein rascher, kalter Hauch über die warme Freude, aber damit ward der Mann heute merkwürdig leicht fertig. Viel schwerer lag es ihm an, daß er seinem bedächtigen, beinahe übergewissenhaften Sohne nicht zutraute, daß er sich das Mädchen werde erobern können. So stand er, halb zornig, auf, schob sich durch die Reihen, trat neben seinen Sohn und raunte ihm zu: „Weißt du nit, was du heut abend zu tun hast, wo das Mariele meine Ehrenjungfer war? Mit den andern kannst du andermal tanzen. Ich hab genug für mein Teil. Du mußt das Mariele aufführen." — — —

Die Sonne schickte ihre ersten Boten über die Berge, da war das Fest aus. Seiferts Ludwig ging mit den anderen Musikanten heim und blies auf seiner Klarinette die Straße durch Schönbach hinab: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus." Erst das war der völlige Abschluß des Festes und gehörte dazu wie der Gikgak, die preußische Friederike, der Hammel und der Maibaum.

(Fortsetzung folgt.)

Die Terstegges.

Skizze von Richard Euringer.

In der Familie Terstegge vererbte sich das Örgelkösteramt in der sechsten Generation. Balthasar Terstegge, der Urälterahn aller Löhner Örgelköster, reichte in die Zeiten Händels. Daniel Terstegge regierte nur dreizehn Jahre lang, aber der Stab fiel nicht aus der Hand der Söhne; in der vierten Folge lösten sich zwei Brüder ab, als der Tod den einen abrief. Sie haben Gluck und Haydn erlebt, haben Mozart überlebt. Ein Terstegge schrieb Kantaten, sang Choräle, leitete Motetten und Passionsmusiken, da Beethoven nicht geboren war.

Zum Genie entwickelte sich keiner, wenn auch jeder als ein kleines Wunderkind in die Lehre seines Vaters trat; immer schwur der Vater auf den Sohn als den Stern, der aufzugehen schien über diesem Hause. Immer pries der Sohn den Vater als den viel zu wenig anerkannten Meister, wenn er selbst zu altern anfing und die engeren Grenzen absah. So gab jeder dem anderen zurück, was er ihm zu viel gegeben, als er ihn über sich gesetzt. Sieben Männer lebten wie e i n Mann. Die Orgel blieb, die Stimmen blieben, nur die Hände lösten sich ab. Sie regierten wie die Fürsten auf dem engen Kirchenchor, die fünf Söhne und der Bruder.

1888 trat Jakob Terstegge das Amt an. Wenn er die Geschichte der Familie überdachte, wurde er ein wenig bitter.

Spät entschloß der ruhelose Mann sich zu einer Ehe, die von Anfang an mißriet, weil sie Hoffnungen zerstörte, letzte, unbestimmte Hoffnungen auf die großartige Wendung.

Ein Sohn fiel im Weltkrieg. Der ältere. Der Muttersohn. Ein Mensch, der früh sich wider seinen Vater kehrte und der freiwillig ins Feld gezogen, dem Unfrieden des Hauses zu entgehen.

Franz, den jüngeren, erweckte die Ungeduld des Vaters früh, zu früh aus Kinderspielen. Den, diesen letzten, schwur er, über sich hinaus zu züchten als den Rächer und Rechtfertiger der zweihundertjährigen Geschichte Örgelköstertum. Er erfüllte ihn, den sichtbarlich begabten Knaben, mit dem Ehrgeiz seiner eigenen Verbitterung. Selbst genügte er sich nicht, dies Talent zu bilden und zu pflegen. Nein, er riß ihn sich vom Herzen, schickte ihn in höhere Schulen, fort von Haus und Heimat in die wissendere Stadt, in die feinere Umgebung anspruchsvoller Leute.

Franz komponierte mit vierzehn Jahren schon in einer Eigenart, die sich abkehrte von jeder Regel. Mit sechzehn gab er ein erstes Konzert, das die Zuhörer empörte. Aber wer waren die Zuhörer? Diese kleinen, engherzigen, altmodischen Spießbürger des Heimatstädtchens. „Laß dich nicht irre machen!" sagte sein Vater. „Das Genie ist stets verkannt und verlästert worden. Womit ich nicht sagen will, daß du ein Genie seist."

Da er seinem eigenen Urteil die Entscheidung nicht mehr zutraute, pochte er auf teuere Lehrer. Franz verließ das Gymnasium und bezog die Akademie.

Daß er dort von vorn beginnen mußte, wie viel Überwindung ihn dies Umlernen vom Genie zum Schüler kostete, hat Franz wohl nie eingestanden. Oft verwünschte er die Fremde, seine Mietsstube, das schmale Frühstück und dies wurzellose Leben, wenn er an die Schinken dachte, die zuhaus im Rauchfang hingen, an den Kaffeeduft der Küche, an die sorglose Gelassenheit all der anderen jungen Leute, die ihr Vaterhandwerk lernten und schon bald ans Freien dachten.

Aber wenn er dann auf Weihnachten, Ostern oder Pfingsten heimkam, fand er sich nicht mehr zurecht. Fremd, wie durch die Fremde, wandelte er durch die Gassen, die ihn langweilten, weil er nicht mehr teilhatte an der selbstzufriedenen Bescheidung ihrer trinkfesten Bewohner. Sie lachten ihn ein wenig aus. Sie nahmen ihn gern ein bißchen aufs Korn, fragten ihn nach dem Geld, das er verdiene, ei was, nein, das er verbrauche.

Er bedauerte den Vater, der nicht zu begreifen schien, wieviel Opfer solch ein Weg noch fordern werde, eh' ein erstes Ziel erreicht. Opfer hier und Opfer dort.

Welches Ziel wohl?

Vater Terstegge sprach nicht anders als vom „Doktor", den der Junge machen müsse.

Örgelköster werden?

Nein, sie rührten nie daran, Vater nicht und Sohn nicht. Nie. Sie verschwiegen das voreinander. Das entfremdete sie etwas.

Franz kam ungern heim.

Und die Stadt bedrückte ihn. Diese Unsumme von Wissen, von Talenten um ihn her, so viel Luxus und Genuß, so viel Kostbarkeit und Pracht, so viel Herrlichkeit und Weltlust bedrückten ihn: denn er sah sich ausgeschlossen. Ausgeschlossen hier wie dort.

Sollte er hier heimisch werden? Stunden geben? Opern schreiben? Mit den Leuten wetteifern, denen so viel Förderung, so viel heitere Geselligkeit alle Tore aufschloß? Mit Begabungen, deren tatsächliches Können ihn oft tief beschämte.

Was er gekonnt: er hat es verlernt. Was er gelernt: er faßt es nicht, faßt seinen Sinn und Zweck noch nicht, Geld verdienen? Mit Musik? Schlager komponieren?

Dafür fließt sein Blut zu jäh. Nach ein paartausend Jahren Bauerntum. Nach ein paarhundert Jahren Örgelköstertum.

Und die große Messe, die Choräle und Kantaten, die der Vater meinte? Franz hat Bach studiert und Reger. Aber er wird keine Messe schreiben. Er wird Fugen setzen, er wird Variationen arbeiten in untadeliger Form, daß kein Professor etwas daran zu kritteln fände.

Aber für die Kirchenmusik fehlt ihm heute schon der Text.

Franz will sehen, ins Ausland zu kommen; endlich muß er Geld verdienen und auf eigenen Füßen stehen. Franz ist sechsundzwanzig Jahre. Er hat seinen „Doktor" gemacht. Sonnabends und Sonntags spielt er im Kino. Jetzt lernt er Saxophon. Er will sehen, daß ihn ein Bekannter, ein geschickter Praktiker, zu einer Jazzkapelle bringt. Vielleicht an ein Kurhotel oder in eine Tanzbar. Möglichst weit weg von Bekannten, weg vom Vater, von der Heimat, in ein Amüsierlokal, irgendwohin, anonym, wo der eine dem anderen gleicht, wenn die Lebewelt nach Sekt schreit und die Modepuppen seidene Beine schmeißen. Er wird eine Hornbrille, wie sich das gehört, auf die Nase klemmen, und im Synkopengequarr der Schlagzeuge dem Maschinentempo, dem Motorentakt des Jazz, die mondänen Lichter aufsetzen, weichlich schlüpfrige Falsette halb gegähnter, halb gestöhnter Seufzer, ein verkatztes, züngelndes Miauen, ein verwöhn-

tes, ungezogenes, blasiertes, imitiertes Schluchzen: über dem mechanischen Gestampf industrieller Hammerschläge das entnervende Animiersingsong übersättigter Genußsucht.

Zwischen Ansager und Zahlkellner ist er eine Nummer. Mit verrenkten Ellenbogen steppt er um Groteskänzer, um verirrte Menschenkinder, die nicht wissen, was sie tun, wenn sie die verderbte Unschuld ihrer gottgewollten Schönheit als Reklametrick verkaufen.

Er liebt sie, sie alle, diese heimatlosen Seelen, diese Schlafwandler der Sehnsucht, die von weißen Yachten träumen und von ewigblauen Küsten, von den Urwäldern der Ferne, süßen Giften, bunten Tieren, vom verlorenen Paradies irgendwo im Süden.

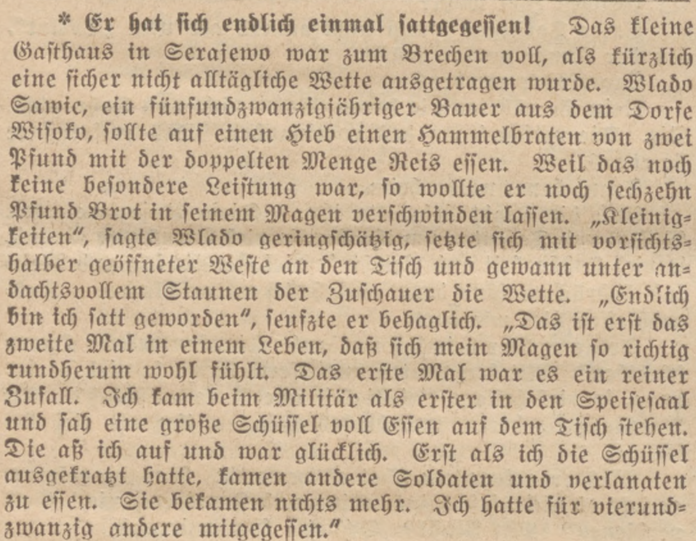
Er sieht sie, sie alle, er schaut hindurch durch die Künste der Kosmetik, durch das Pfauenrad der Moden, durch die Blendwerke des Drehlichts: sie sind heimatlos wie er.

Und daheim, der Vater, wartet, wartet und ist alt.

Franz wird keine Söhne haben, keine Söhne, die ihn rächen, keinen Sohn, der ihn vollendet. Er wird sich entscheiden müssen, ob das Amt verfallen soll, ob der Stab genommen wird von dem Hause der Terstegges. Mehr als von den Vätern wird von ihm gefordert werden; alles Rüstzeug, alles Wissen, alles Können steht ihm bei. Er wird schaffen müssen, schaffen, eine große Messe schaffen oder den Millionenschlager.

Diesen letzten trifft die Wahl.

Bunte Chronik



*** Er hat sich endlich einmal sattgegessen!** Das kleine Gasthaus in Serajewo war zum Brechen voll, als kürzlich eine sicher nicht alltägliche Wette ausgetragen wurde. Wlado Sawic, ein fünfundzwanzigjähriger Bauer aus dem Dorfe Wisoko, sollte auf einen Hieb einen Hammelbraten von zwei Pfund mit der doppelten Menge Reis essen. Weil das noch keine besondere Leistung war, so wollte er noch sechzehn Pfund Brot in seinem Magen verschwinden lassen. „Kleinigkeiten", sagte Wlado geringschätzig, setzte sich mit vorsichtshalber geöffneter Weste an den Tisch und gewann unter andachtsvollem Staunen der Zuschauer die Wette. „Endlich bin ich satt geworden", seufzte er behaglich. „Das ist erst das zweite Mal in einem Leben, daß sich mein Magen so richtig rundherum wohl fühlt. Das erste Mal war es ein reiner Zufall. Ich kam beim Militär als erster in den Speisesaal und sah eine große Schüssel voll Essen auf dem Tisch stehen. Die aß ich auf und war glücklich. Erst als ich die Schüssel ausgekratzt hatte, kamen andere Soldaten und verlangten zu essen. Sie bekamen nichts mehr. Ich hatte für vierundzwanzig andere mitgegessen."

*** Eine Indianerprinzessin sollte animieren.** Die stolzen Zeiten, da eine Indianerprinzessin in den Wäldern und auf der weiten Präríe noch etwas galt, sind längst vorüber. Damit dürften sich die Rothäute abgefunden haben. Als eine Schande empfindet aber der Stamm der Omahas das Schicksal, das Betty Ann, seine zwanzigjährige Prinzessin, traf. Ein Schutzmann las das junge Mädchen vor kurzem in angetrunkenem Zustande auf den Straßen von Omaha (Nebraska) auf und brachte es zum Polizeirichter. Als die Prinzessin nüchtern geworden war, erklärte sie, bis vor ein paar Tagen habe sie keinen Tropfen Alkohol zu sich genommen. Da kam ein Weißer in das Reservat der Omahas. Er machte sich an das Mädchen heran und versprach ihm fünf Dollar für jeden einzelnen Fall, in dem es einen Mann zum Trinken verleiten würde. Betty Ann wußte in ihrer Unschuld nichts von Alkoholverbot und Prohibitionsagenten in Zivil und nahm das Angebot an. Aber der Alkohol übermannte sie, bevor sie ein Opfer ihres „Arbeitgebers" zum Trinken animieren konnte. Der Polizeirichter übernahm es, die Indianerprinzessin in Zukunft vor den Prohibitionsagenten zu schützen: „Es ist ein schändliches, niederträchtiges System, das aus einem gesunden und unschuldigen Mädchen im Namen des Gesetzes eine Säuferin und einen Spitzel macht."

*** Das Zollamt als Sparkasse.** Eine Reihe von englischen Importeuren hat ein geniales Mittel entdeckt, um sich trotz der chronischen Wirtschaftskrise auf Kosten der Allgemeinheit zu bereichern. Kürzlich riß die Regierung, ihrem Glaubensbekenntnis entsprechend, einen Teil der Zollmauern um England ein, und zu den Artikeln, die in Zukunft zollfrei eingeführt werden können, gehören nun auch Spitzen, Borten und Tressen. Von diesen Waren hatten verschiedene große Häuser bedeutende Mengen auf Lager, für die beträchtliche Summen als Zoll bezahlt worden waren. Sie schickten nun einfach ihren Gesamtbestand ins Ursprungsland zurück und erhielten, wie es im englischen Zollgesetz für Rücklieferungen vorgesehen ist, den entrichteten Zoll voll erstattet. Eine Woche später führten sie die gleiche Ware zollfrei wieder nach England ein. Die geringen Transportkosten spielten dem durch dieses Manöver erzielten Gewinn gegenüber keine Rolle.

*** Der Sohn verbirgt die Leiche seines Vaters.** In dem Upper Belvedere bei London hat sich eine seltsame Tragödie zugetragen. Dort wohnte ein gewisser John Holmes mit seinem neunundachtzigjährigen Vater. Dieser Tage entdeckte nun ein Bruder Johns, daß der Vater tot war und John sich erhängt hatte. Die Nachforschungen nach der Ursache des Selbstmordes Johns ergaben die überraschende Tatsache, daß der alte Holmes schon seit dem 15. Dezember tot — John teilte dies in einem hinterlassenen Schreiben mit —, von John jedoch stets noch als lebend bezeichnet worden war. Der alte Holmes bezog nämlich eine Pension als ausgedienter Angehöriger der Kriegsmarine und John kassierte die Pension nach dem Tode seines Vaters weiter ein. Nun kam aber der Bruder für einige Tage zu Besuch und John fürchtete, der ganze Schwindel würde herauskommen. Er wartete zunächst ab, wie sich sein Bruder verhalten werde und war anscheinend beruhigt, als dieser sich einreden ließ, der Alte befinde sich so schlecht, daß niemand zu ihm hineingehen dürfe außer ihm, John. Dieser führte vor seinem Bruder eine wahre Komödie auf. Jeden Morgen trug er in das Zimmer, in dem der Tote lag, Tee und ein Ei und abends Erdäpfelpüree. Als aber zufällig ein Beamter des Gesundheitsdienstes erschien, um Erkundigungen nach dem Alten einzuziehen, den man schon so lange nicht gesehen hatte, glaubte John, der Bruder habe Verdacht geschöpft und eine Anzeige erstattet. Am nächsten Tage beging er im Stall Selbstmord. Der Bruder eilte, als er nach Hause kam und John nicht fand, in das Zimmer des Vaters und entdeckte so das schreckliche Geheimnis.

Lustige Rundschau



*** Ein Gemütsmensch.** Vater: „Ekelhaft die heutigen Verkehrszustände! Immer sind die Straßenbahnen überfüllt." — Tochter: „Was schimpfst du denn, du hast ja 'n Sitzplatz!" — Vater: „Aber Mutter mit den schweren Paketen muß wieder stehen!"

*** Fabelhafter Trick.** Der Zollstation war ein Zug angekündigt, der eine Anzahl Nervenkranker zur Erholung ins Nachbarland bringen sollte. Eine halbe Stunde vorher traf der fahrplanmäßige Schnellzug ein und die Zollbeamten bestiegen ihn zwecks Revision. Einer von ihnen fragt einen Passagier der ersten Klasse: „Was zu verzollen, Herr?" — Der Herr sagt freundlich nickend: „Aber sicher, mein Bester! Hier — 200 Zigarren, die ich unmöglich für mich allein brauche, etliches an echten Spitzen, und hier noch zehn Pfund Tee!" — Der Zöllner springt aus dem Zuge und pfeift seine Kollegen zurück: „Raus, Leute, es ist der Zug mit den Verrückten!"

*** Die Parallele.** In der Schule erklärt der Lehrer das Sprichwort: „Gebranntes Kind scheut das Feuer." Danach fordert er seine Schüler auf, einen ähnlichen Satz zu bilden. — Langes Nachdenken, ohne daß sich jemand meldet. Schließlich geht Karls Finger in die Höhe. „Na, Karl", sagt der Lehrer freundlich, „was hast du zu sagen?" — „Gewaschenes Kind scheut das Wasser", ist das Resultat von Karls Überlegung.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.